

11. Januar 2021: Das neue Jahr und die alten Probleme VON P. BRUNO ROBECK OCIST

Ein wenig schade ist es schon, dass in diesen Tagen alle Neujahrsempfänge als Präsenzveranstaltungen abgesagt werden mussten. Sie sind zwar zum Teil anstrengend – besonders wenn sich die Einladungen häufen und man sich in der Pflicht sieht, ihnen nachkommen zu müssen. Andererseits herrscht bei diesen Zusammenkünften zu Jahresbeginn eine besondere Atmosphäre. Ich bin immer gespannt, welche Schwerpunkte der Hauptredner bei seinem Jahresrückblick setzen wird und wie er das vergangene Jahr nicht nur abschließt, sondern als Basis für die Gestaltung der Zukunft inszeniert.

Bei den aktuellen Neujahrsansprachen – auch ohne Saalpublikum – kommt in diesem Jahr niemand um den Umgang mit dem Coronavirus herum. Es ist nicht nur Teil unserer Vergangenheit, sondern auch Teil unserer Zukunft. Mich wundert bei vielen Impulsen und Ansprachen zum Jahreswechsel, dass vielfach geradezu ein Lob auf das Coronavirus gesungen wird. Das Coronavirus hat zur Entschleunigung beigetragen. Es hat die große Hilfsbereitschaft und Solidarität in der Gesellschaft sichtbar gemacht. Viele Menschen sind durch das Coronavirus nachdenklich geworden und besinnen sich auf das Wesentliche. Dank dem Coronavirus wurde etwas gegen die ungerechte Entlohnung wichtiger Arbeitsgruppen und gegen die unhaltbaren Arbeits- und Wohnbedingungen von vielen Fabrikarbeitern unternommen. Spitzensportfunktionäre – vor allem bei Olympia und im Fußball – mussten eingestehen, dass es bei ihnen auch ums Geld geht. Diese neuen Einsichten, angestoßenen Veränderungen und positiven Entwicklungen sind gut und dürfen nicht kleingeredet werden. Doch welchen Preis mussten wir dafür zahlen? Musste wirklich erst ein solch aggressives Virus kommen, um uns nachdenklich zu machen und um uns zum Handeln zu bewegen? Warum gab es keinen anderen sanften Auslöser, der nicht die gesamte Menschheit mit so viel Leid und Tod hätte überziehen müssen? Wären nicht wir Christen dazu bestens geeignet, unsere Mitmenschen auf die ungesunde selbstgemachte Turbogeschwindigkeit aufmerksam zu machen, dem Hilfsbedürftigen beizustehen und für Gerechtigkeit und spirituellen Tiefgang einzustehen? Viele Christen mühen sich in ihrem engen Umfeld redlich und bewirken dort etwas. Aber in der breiten Bevölkerung fehlt sowohl ihnen als den Kirchen als ganze die Kraft zum Umsetzen und Durchsetzen ihrer Werte. Die Gründe dafür sind vielfältig und zum Teil selbstgemacht.

Wenn ich auf das vergangene Jahr 2020 schaue, kann ich kein Loblied auf das Coronavirus anstimmen. Ich komme jedoch auch nicht um es herum. Es stellt mich in Frage und ich wünschte mir, dass es alle Menschen in Frage stellen würde: Werden wir in uns selbst die Kraft finden, die uns zum Guten lenkt, so dass wir nicht immer solch einen heftigen und katastrophalen Anstoß von außen brauchen, damit wir uns ändern? Wenn sich diese innere Kraft zum Guten in allen ausbreitet, dann haben wir viel gewonnen. Wenn nicht, dann werden wir in diesem Jahr 2021 wieder viel verlieren. Wir brauchen nichts dringender als diese innere Kraft, die uns motiviert, uns den Herausforderungen zu stellen, bevor sie zur Katastrophe werden.

Seit 20 Jahren kann man sich zur besten Fernsehensendezeit am Abend über die aktuelle Börsenentwicklung informieren. Zwischen dem großen Wetterbericht und der Haupttagesschau um 20 Uhr strahlt das Erste „die Börse vor acht“ aus. Interessiert wirklich so viele Menschen die Aktienentwicklung der großen Konzerne oder soll das Interesse daran geweckt werden? Einen direkten Bezug zur Weltwirtschaft haben doch die wenigsten von uns. Außerdem sind die Zahlenreihen und Aktienkurse für die meisten zu abstrakt und eher langweilig.

Mein Verhältnis zu Zahleninformationen in den Medien hat sich seit ungefähr einem halben Jahr grundlegend geändert. Dabei interessieren mich jedoch nicht die Geschäftsentwicklungen, sondern die Ausbreitung des Coronavirus. Ich schaue nicht zu den opulenten Bronzeskulpturen von Bulle und Bär auf dem Frankfurter Börsenplatz, sondern zur schlichten Fassade des Robert-Koch-Instituts in preussischer Backsteingotik aus dem Berlin des späten 19. Jahrhunderts.

Zahlen sind nicht zwangsläufig eine abstrakte Sache. Sie können konkrete Auswirkung auf das Leben haben. Diesen Zusammenhang erleben wir fast nie untermittelbar bei den Börsenzahlen, obwohl es ihn auch dort gibt. Dieser Zusammenhang bestimmt viele Bereiche unseres Lebens. Ob die Brücken halten, über die wir fahren, oder ob das Brot gut wird, das wir backen, hängt von der richtigen Berechnung ab. Jetzt erzählen die Zahlen von der Ausbreitung des Coronavirus. Wir sehen, wie Zahlen steigen und sinken.

Die Zahlen verraten uns jedoch nichts über die Einzelschicksale der infizierten Menschen. Und es bleibt auch unklar, was es bedeutet, wenn von den über 1,6 Millionen genesenen Corona-Patienten gesprochen wird: ob sie wieder ganz gesund sind oder ob sie mit Folgeschäden weiterleben müssen. Zahlen sind nicht alles, aber sie sind keinesfalls zu unterschätzen. Zahlen, die Menschen erfassen, helfen uns zur Mitmenschlichkeit, wenn man hinter jeder Zahl einen Menschen mit seiner persönlichen Lebensgeschichte sieht. Erschütternd sind die vielen Menschen, die im Zusammenhang mit dem Coronavirus gestorben sind: Deutschlandweit waren es am letzten Freitag mit 44.982 Toten fast Zweidrittel der Gesamteinwohnerzahl von Grevenbroich. Ihrer sollten wir besonders gedenken.

Ich lese jeden Tag aufmerksam die Coronazahlen aus der Umgebung, weil hinter jeder Zahl ein konkreter Mensch steht und weil ich durch mein Verhalten zum Sinken der Ansteckungszahlen und somit zu einem besseren Leben aller in meinem Umfeld beitragen kann.

Ich wünschte mir, dass wir in den Nachrichten nicht nur mit Wirtschaftsdaten versorgt werden, sondern mit Zahlen, die viele Menschen betreffen und die auch jeden betroffen machen sollten, zum Beispiel: Wie entwickeln sich die Flüchtlingszahlen weltweit? Wie viele Menschen müssen in ungerechten politischen Systemen leben? Eine Zahl, die mir nicht aus dem Kopf geht und die sich unbedingt ändern muss: Laut Unicef stirbt alle 10 Sekunden ein Kind unter 5 Jahren an Hunger. Solche täglichen Zahleninformationen wären wichtig, damit wir immer wieder aufgerüttelt werden und damit die Hilfsbedürftigen mit uns rechnen können.

25. Januar 2021: Krisen kommen und gehen VON P. BRUNO ROBECK OCIST

Endlich ist es vorbei und geschafft. Ein großes Aufatmen war förmlich in der gesamten Weltöffentlichkeit zu spüren. Lange hatten wir warten müssen. Die Hoffnung, dass sich alles zum Guten entwickeln würde, wurde Stück für Stück zunichte. Es kam schlimmer als anfangs befürchtet. Wenn die Folgen nicht so weitreichend hätten sein können, hätte man über das Verhalten zweier erwachsener Männer nur lachen können, die sich darum streiten, wer den größeren Knopf auf seinem Schreibtisch hat. Die Situation war an Komik kaum zu überbieten. Sie war jedoch äußerst gefährlich, da es sich um zwei Präsidenten und ihre Atomwaffenknöpfe handelte. In den USA selbst eskalierte die schwierige Lage, die Trump durch seine Reden und Tweets verursachte, zusehens. Der traurige Höhepunkt war am 6. Januar das Stürmen des Kapitols durch aufggestachelte, fanatische Anhänger des scheidenden Präsidenten. Während dieser Teil von Trumps Anhängerschaft den Bezug zu den demokratischen Werten der USA verloren hatte, gab nun die Vorsitzende des Repräsentantenhauses Nancy Pelosi ihre Zurückhaltung auf. Sie nannte Donald Trump „geistesgestört, verwirrt und gefährlich“ und forderte seine sofortige Amtsenthebung. Nun ist es geschafft. Trump als 45. US-Präsident ist Geschichte. Doch sein Einfluss wird weiter andauern und viele seiner Anhänger werden ihre Meinung kaum ändern.

Wir haben in den letzten vier Jahren in den USA eine Dynamik erlebt, die wir uns nie hätten vorstellen können. Innerhalb kürzester Zeit veränderte sich vieles, was bis dahin selbstverständlich und unantastbar schien. Eine ähnliche Dynamik erleben wir seit einem knappen Jahr mit dem Coronavirus. Anders als erhofft, blieb es nicht bei einer einzigen Pandemiewelle. Die Gefährlichkeit nimmt eher zu als ab und das ständige Auseinandersetzen mit neuen Schutzverordnungen und Gefahrenszenarien zehrt an den Kräften und ermüdet. Mehr noch als die politische Entwicklung in den USA unter Trump beeinflusst die Coronapandemie die gesamte Welt. Anders jedoch ist der zeitliche Rahmen. Das US-Präsidentenamt ist zeitlich begrenzt. Durch die Wahl von Joe Biden wurde ein neuer Anfang gesetzt. Das Ende der Coronapandemie ist leider nicht per Wählervotum herbeiführbar. Hierfür braucht es weiter guter MedizinerInnen, kluge PolitikerInnen und nicht zuletzt uns alle als verantwortungsbewusste und mitfühlende ErdenbürgerInnen.

Der Großteil der Menschen und Staaten haben besonnen auf die weltpolitischen und coronabedingten Herausforderungen reagiert und sich erfolgreich gewehrt, wo es nötig war. Das stimmt mich zuversichtlich für die Zukunft. Und wenn es auch stimmen mag, dass man mit der Bergpredigt keine Politik machen kann, so hat sich doch gezeigt, dass die Mitmenschlichkeit überall dort auf der Strecke geblieben ist und Schaden entstanden sind, wo gegen die Grundprinzipien der Bergpredigt gehandelt worden ist. Für mich als Christ sind diese Grundprinzipien ein klarer Kompass, der in unübersichtlichen und schwierigen Situationen hilft, nicht vom rechten Weg abzukommen. So gehe ich weiter und hoffe, dass wir bald mit dem Stoßseufzer „Es ist geschafft“ das Ende der Pandemie verkünden können – wenn ich auch befürchte, dass spätestens dann die nächste große Herausforderung auf uns wartet.

Irgendwann musste es passieren. Man kann sich noch so sehr bemühen und versuchen, alle Fehler zu vermeiden. Irgendwann läuft doch etwas schief. Zuerst gab es Aufregung, weil die letzte Ziffer der Telefonnummer zur Impfanmeldung nicht stimmte und man beim Impfmelde-zentrum der Nachbarregion landete. Dieses Fehlermachen hat jedoch auch etwas sehr Menschliches. Wenn dann der Mensch zu seinem Fehler steht und ihn behebt wie in diesem Fall, bleibt nur Verständnis zurück, denn: wem ist noch nie ein Fehler unterlaufen?

Große Aufregung bis heute gibt es wegen der überlasteten Anmeldeportale und wegen des Impfstoffengpasses. Die gelieferten Impfdosen reichen noch nicht einmal für die festgelegte erste Impfgruppe, weil weniger produziert werden kann als geplant. Nun wird viel Kritik laut. Ähnlich wie es bei den Fußballspielen der deutschen Nationalelf nicht nur einen Trainer zu geben scheint, sondern über 70 Millionen, weil jeder mitreden möchte, so glauben auch viele, in der Pandemieproblematik und Impfthematik Experten zu sein. Die freie und kritische Meinungsäußerung ist elementar. Sie trägt dazu bei, Fehler zu benennen und die Verantwortlichen zum Handeln zu bewegen. In der Demokratie ist es wichtig, dass die Opposition mit den Entscheidungen der Regierungsverantwortlichen nicht einverstanden ist. Der Austausch von Argumenten ist ein Motor zur Weiterentwicklung. Trotzdem tun mir die Regierungsverantwortlichen in dieser Zeit leid. Selbst wenn sie sich noch so anstrengen, sie können nicht alle berechtigten Anliegen gleichzeitig berücksichtigen und alle Probleme auf einmal lösen. Sie werden immer von der einen oder anderen Seite Kritik ernten - und zwar berechtigte Kritik. Die Kritiker haben es relativ leicht, weil sie nur einen Ausschnitt des Ganzen sehen und Fehler bemängeln können, die im Vorhinein gar nicht erkennbar waren.

In solch einer extremen Situation möchte wohl niemand unbedingt Regierungsverantwortung übernehmen. Aber solche Zeiten stellen sich manchmal ein. Unsere Mönchsregel, die Regel des heiligen Benedikt, beschreibt die Aufgaben des Abtes als Leiter des Klosters. Die Regel sieht den Abt zu jeder Zeit in Leitungsverantwortung - gleich ob die Mönchsgemeinschaft groß oder klein ist, Schwierigkeiten hat oder ein ruhiges Leben führen kann. Der Abt muss darauf achten, dass es keinen berechtigten Grund zum Murren gibt. Er muss die Schwachen und Bedürftigen im Blick haben. Er darf sich nicht von denen beeindruckt lassen, die es verstehen, sich lauthals in Szene zu setzen, oder neidisch auf andere schauen. Auch hier klingt an, dass der Abt es nicht allein wird recht machen können. Seine Entscheidungen sollen gerecht und verständlich sein, so dass möglichst alle sie nachvollziehen können. Wenn der Abt sich auf seine Mitbrüder und ihre Bedürfnisse einlässt, lernt er von ihnen. Andererseits lernen die Brüder von ihm, wenn sie sich auf ihn und seinen Führungsstil einlassen. Hier findet ein doppelter Lernprozess statt, der die Gemeinschaft stärkt und zur weiteren Entwicklung aller beiträgt. Vor diesem Hintergrund wünsche ich mir, dass wir in dieser schwierigen Lage aufeinander hören und voneinander lernen. Es wird nicht perfekt werden, aber Vorurteile werden abgebaut und der andere wird in den Blick genommen. Dann schimpfen wir nicht mehr übereinander als „die da oben“ und „die da unten“, sondern kommen gemeinsam voran.

Ich rieb mir verwundert die Augen, als ich sah, dass Lehrer es sich nicht nehmen ließen, die Halbjahreszeugnisse persönlich zu überreichen, weil sie ihre Schüler vermissen. Ich traute meinen Ohren kaum, als ich hörte, wie sehr sich die Kinder wieder nach der Schule sehnen. Ich war auch über mich selbst überrascht, als ich in mir den Wunsch spürte, wieder einen vollen Terminkalender zu haben, obwohl mich früher die Vielzahl privater und offizieller Treffen zu nerven begann. Durch das coronabedingte Herunterfahren des gesamten gesellschaftlichen Lebens empfinden viele Menschen wohl ähnlich wie ich. Uns geht die Luft aus. Gegenüber früheren Zeiten fühlen wir uns jetzt wie aus dem Paradies herausgeworfen. Natürlich war vor der Coronapandemie die Welt nicht perfekt, aber es gab elementare Erfahrungen, die jetzt so sehr fehlen: die menschliche Nähe, das Fühlen der Weite und die Unbeschwertheit der Begegnung. Diese paradisiischen Erfahrungen fehlen, denn die Gefahr lauert überall.

Können wir das Paradies trotz Coronapandemie zurückgewinnen? Mir ist ein Spruch des italienischen Dichters Dante Alighieri eingefallen. Diese Worte Dantes standen – vor einigen Jahren – zusammen mit einem passenden Foto lange Zeit auf meinem Schreibtisch: „Drei Dinge sind uns aus dem Paradies geblieben: die Sterne der Nacht, die Blumen des Tages und die Augen der Kinder“. Wer will, kann sich das Paradies ein Stück weit zurückerobern.

Jeder wird wahrscheinlich mindestens eines dieser drei Dinge in der Pandemiezeit finden können. Wir sehen Blumen in der eigenen Wohnung, am Straßenrand und bei der Floristin, die geöffnet haben darf. Blumen sind wie bunte Farbtupfer in den kleinen Problemen des Alltags und in den großen Herausforderungen der Pandemie. Blumen sind nicht nur schön anzusehen, sondern strahlen Lebendigkeit und Anteilnahme aus. Und: „die ros ist ohn warum“, sagt der Mystiker Angelus Silesius. Blumen blühen einfach. Blumen spiegeln etwas von der Unbeschwertheit des Lebens wider. Wer in ländlichen Regionen lebt, kann bei entsprechenden Wetterverhältnissen nachts die Sterne sehen. Der Blick in den Sternenhimmel lässt still werden. Er eröffnet eine Weite, die unser irdisches Sein weit hinter sich lässt. Die Erfahrung mit Kindern ist nicht allen Menschen gegeben. Die Kinderlosen können dabei am ehesten versucht sein, das Idealbild eines Kindes zu zeichnen. Aber im Blick des Kindes zeigt sich etwas Unverbrauchtes, Unbeschwertes und Neues. Kinder erschließen den Erwachsenen eine Dimension, die sie bis dahin nicht kannten.

Wer sich auf diese drei Dinge einlässt, wird etwas vom Hauch des Paradieses einatmen. Zumindest ein Teil der Schwere der Coronapandemie kann dann abfallen. Gleichzeitig wird man noch eine andere Erfahrung machen. Die Vorcoronazeit hatte auch Fehler und Mängel, die man sich nicht zurückwünscht. Mitten in der Pandemie entsteht eine neue Lebensdimension durch Blumen, Sterne und Kinder. Sie waren schon immer da, aber sie hatten noch nie eine solche Wirkkraft wie jetzt. In der letzten Zeit haben wir vor allem die unheimliche Kraft des Coronavirus erlebt. Es hatte die Macht, bisher offen stehende Türen fest zu verschließen. Es kann aber nicht verhindern, dass wir jetzt neue Türen öffnen.

15. Februar 2021: Der Karnevalsflüsterer

VON P. BRUNO ROBECK OCIST

Das Coronavirus hat mir den ruhigsten Tag im Jahr geklaut. An allen anderen Tagen gibt es viel zu tun. Normale Werktage sind neben dem Gebet durch Arbeit ausgefüllt. An Sonn- und Feiertagen sind wir vor allem durch aufwendig gestaltete Gottesdienste beschäftigt. Ein wirklicher Ruhetag bei uns im Kloster ist nur der Rosenmontag. Die Gottesdienste sind schlicht gehalten, da es sich um keinen kirchlichen Feiertag handelt. Gleichzeitig fehlt die normale Betriebsamkeit eines Montags, weil fast alle Mitarbeitenden frei haben. Der Rosenmontag hat seine ganz eigene Atmosphäre. In diesem Jahr fällt dies alles weg. Die Telefone werden klingeln, die Flure werden belebt sein. Es wird keinen Unterschied zu einem anderen Montag geben. Die meisten Betriebe haben beschlossen, nicht geschlossen zu haben. Die Arbeit wird an diesem Rosenmontag fortgesetzt, da coronabedingt Karneval in der üblichen Form ausfällt und alle Rosenmontagszüge abgesagt worden sind. Wer nicht feiert, kann auch arbeiten. Diese Argumentation klingt in meinen Ohren sehr nach meiner preussischen Heimatmentalität. Sie lässt so gar nichts von der rheinischen Lebensart durchscheinen, die ich hier sehr schätzen gelernt habe.

Ehrlich gesagt, hat es mich etwas enttäuscht, dass die Rheinländer keine Alternative zum Straßenkarneval gesehen haben außer zur Arbeit zu gehen. Beim letzten Düsseldorfer Rosenmontagszug streckte auf einem Mottowagen der Bazzillus carnaval dem zähnefletschenden Coronavirus noch die Zunge raus und zeigte ihm eine lange Nase. In diesem Jahr hat das Coronavirus den Karnevalsbazillus einfach herausgekegelt. Alle rheinischen Jecken scheinen wie in einer Schockstarre zu verharren.

Es bräuchte vielleicht so etwas wie einen Karnevalsflüsterer, der weiterhelfen kann. Still genug wäre es ja. Ich zum Beispiel würde vorschlagen, dass jeder am Rosenmontag erst einmal „bis in die Puppen“ schläft, wie man in Berlin sagt. Um 11.11 Uhr beginnt der Decke Pitter zu läuten in dankbarer Freude, dass Dom und Stadt von Wildpinklern verschont bleiben. Überall in Köln, Düsseldorf und im gesamten Rheinland treten die Menschen auf den Balkon oder ans offene Fenster und prostern sich mit einer Flasche Picollo zu. Und dann freuen sich alle ein Loch in den Bauch, weil sie dem Coronavirus keine Chance gegeben haben, sich zu verbreiten, und weil der Karnevalsbazillus gleichzeitig verhindert hat, dass sie arbeiten gehen mussten. Anstatt diese im letzten Jahr entwickelte Form gemeinschaftlichen Lebens jetzt zu reaktivieren, werden die meisten wohl krampfhaft am althergebrachten Karnevalsgefühl festhalten und zur Bildschirmübertragung ihre Zuflucht nehmen. Ein neues Highlight gibt es trotzdem. Die Kölner schlagen dem Coronavirus doch noch ein Schnippchen und lassen die Puppen tanzen, wenn das Hänneschen-Theater den Rosenmontagszug durchziehen lässt. Da ist er also doch: der piffige und unkaputtbare Rheinländer.

Am Aschermittwoch ist dann alles vorbei – fast alles, denn das Coronavirus wird uns erhalten bleiben und hoffentlich auch der Humor, der sich weder von kleinen noch von großen Herausforderungen unterkriegen lässt.

01.März 2021: Nicht ziellos durch die Corona- und Kirchenkrise VON P. BRUNO ROBECK OCIST

Was verbindet die Hotline zur Vergabe von Impfterminen und die Hotline zur Vergabe von Kirchenaustrittsterminen beim Kölner Amtsgericht? Der Ansturm auf beide Hotlines war so stark, dass die Kommunikationssysteme kurzzeitig zusammenbrachen. Es war ein sehr ermutigendes Zeichen, dass der Impfbedarf so groß ist. Es war jedoch ein sehr tragisches Zeichen, dass die Kirchenaustrittswelle ungebrochen hoch ist und eher noch zu wachsen scheint.

Impfwillige und Austrittswillige verbindet, dass sie die gegenwärtige Situation nicht weiter hinnehmen wollen sondern sich dagegen wehren. Alle, die sie sich impfen lassen, tragen durch die Immunisierung dazu bei, dass das Coronavirus zurückgedrängt wird. Sie bahnen den Weg für eine neue Zukunft. Alle, die aus der Kirche austreten, geben vor allem ihrem Ärger und vielleicht auch ihrer Resignation Ausdruck. Der Exodus aus der Kirche verringert die Anzahl der Kirchensteuer zahlenden Mitglieder, aber er bewirkt keine wesentliche Veränderung in der Kirche. Vielmehr verliert die Kirche die kritisch denkenden Glaubenden, die gerade jetzt so sehr gebraucht würden, um notwendige Reformen voranzubringen und Missstände abzustellen. Wer aus der Kirche austritt, nimmt keine Verantwortung wahr, sondern er gibt sie ab und überlässt sie den Zurückbleibenden.

Es gibt viele Argumente, die einen Kirchenaustritt verständlich machen. Es gibt jedoch ein gewichtiges Gegenargument. Veränderung geschieht nur von Innen her. Das gilt sowohl für das persönliche Leben als auch für große Institutionen. Wenn ich mich in Äußerlichkeiten flüchte, werde ich mich nicht ändern können. Wenn ich einen Verein oder die Kirche verlasse, werde ich diese auch nicht mehr mitgestalten können. Es kommt darauf an zu bleiben und zu kämpfen. Die große Frage ist jedoch, ob man noch dazu willens ist oder ob man den inneren Bezug schon längst verloren hat. Dann erscheint die Trennung notwendig und plausibel. Jeder sollte sich fragen, wie es zu dieser Entfremdung kommen konnte. Alle, die in der Kirche Verantwortung tragen, und alle, die trotz der immensen Schwierigkeiten die Kirche lieben, müssen sich fragen, warum sie die schleichende Entfremdung so vieler Getaufter nicht bemerkt haben, die nun zum sichtbaren Bruch führt.

Die Fastenzeit fordert uns auf umzukehren. Diese Forderung gilt uns allen, besonders denen, die meinen, dass bei ihnen selbst alles in Ordnung sei und dass sich nur die anderen ändern müssten. Jeder wird bei sich Fehler oder wenigstens Verbesserungspotential entdecken. Wir können und dürfen uns ändern und neu anfangen. Wichtig ist jedoch auch, dass wir ein Ziel haben. Wer gegen das Coronavirus ist und sich impfen lässt, trägt dazu bei, dass es wieder mehr Freiheiten in der Zukunft gibt. Wer nur seine Zugehörigkeit zur Kirche oder seine Mitgliedschaft in einem Verein aufkündigt, setzt damit zwar einen Schlusspunkt, aber er hat noch nichts Neues und Konstruktives begonnen. Umkehr heißt nicht unbedingt Bruch mit dem Alten, sondern vielleicht dessen Umgestaltung. Es kommt auf das Ziel an, das ich erreichen will. Mein Ziel ist klar: das Coronavirus zu besiegen und an der Erneuerung der katholischen Kirche mitzuarbeiten. Dabei weiß ich, dass ich mich in einigen Punkten auch selbst ändern und impfen lassen muss.

8.März 2021: Ins Gewissen reden

VON P. BRUNO ROBECK OCIST

Mut wächst aus Gemeinschaft. Mut wächst aus Sorgen, die zu Fürsorgen werden, die unsere Beziehungen wachsen lassen. In Fürsorge Gemeinschaften stärken, die in Vorsorge Lebensgrundlagen bewahren können“. Diese Worte stammen nicht von einem an Lebensjahren reichen Menschen. Diese Worte wurden im Berliner Dom in der 2.Fastenpredigt gesprochen. Sie stammen von einer jungen Frau, die sich selbst als Christin und Klimaaktivistin bezeichnet. Nicht erst der Inhalt ihrer Rede, sondern allein die Tatsache, der vierundzwanzigjährigen Luisa Neubauer ein solches Forum zu bieten, hat mich beeindruckt. Mir ist sofort die katholische Schülerin Johanna Müller eingefallen. Mit siebzehn Jahren ist sie das jüngste Mitglied der Vollversammlung des synodalen Weges der katholischen Kirche. Die Rheinische Post zitierte sie an prominenter Stelle: „Ich erträume mir eine Kirche, für die ich mich nicht mehr schämen muss“.

Harte und klare Worte, die die jungen Frauen hier sprechen. Früher waren es vor allem die älteren Männer, die mit Verweis auf ihre Lebenserfahrung genaue Vorstellungen für die nachfolgende Generation hatten und die deren Verhalten in bestimmten Punkten kritisierten und für schamlos hielten. Heute reden die jungen Menschen ihrer Eltern- und Großelterngeneration ins Gewissen. Diese „strengen Klimakinder“, wie sie sich selbst bezeichnen, fordern ein klares und konsequentes Handeln ein. Viele Leitfiguren reiferen Alters vor allem aus Wirtschaft und Gesellschaft mahnen zur Nachsicht. Sie rufen nach schnellen Lockerungen in der Pandemiekrise und nach einem langsamen Vorgehen bei der Eindämmung des Klimawandels. Sie haben vor allem kurzfristige Ziele im Blick, während die junge Generation auf ein nachhaltiges strategisches Umdenken setzt. Es scheint, dass sich das Verhalten der Generationen geändert hat. Auch das Verhältnis der Generationen zueinander verändert sich. Die älteren Menschen, zu denen ich mich auch zähle, sind heutzutage bereit, die jüngeren zu hören und von ihnen lernen. Dabei bleibt unbestritten, dass jüngere Menschen ebenso wie ältere keine vollkommenen Lehrerinnen und Mahner sind. Jeder hat seine Einseitigkeiten und blinden Flecken. Und jeder gute Lehrende weiß, dass er immer auch Lernender bleibt.

Der Idealfall des Voneinanderlernens zwischen den Generationen ist ein urbiblisches Konzept, das der heilige Benedikt schon im 6. Jahrhundert fest in seiner Mönchsregel verankert hat. Kein jüngerer Mitbruder darf aufgrund seines Alters gering geschätzt oder von der Beratung ausgeschlossen werden, „haben doch Samuel und Daniel, obgleich noch jung, Gericht über die Ältesten gehalten“ (vgl. RB 3,3; 63,6). Wer die entsprechenden Bibelstellen nachliest, wird merken, dass die Gerichtsworte von Samuel und Daniel gesellschaftspolitische Tragweite hatten (vgl. 1Sam 3; Dan 13).

Vor diesem Hintergrund kann der Aufruf zur Umkehr in der Fastenzeit zum Anruf werden, sich einander zuzuwenden und einander zuzuhören. Jede Altersgruppe kann gute Gründe haben, den anderen ins Gewissen zu reden. Die Jüngsten wie die Ältesten haben ein spezifisches Erfahrungspotenzial, das alle bereichern kann. Wenn wir uns nicht gegeneinander stellen, sondern miteinander gehen, werden wir am besten durch diese Pandemiezeit kommen und verantwortungsbewusst mit der uns anvertrauten Erde umgehen.

Nach einem Jahr wird alles anders. Bei großen, einschneidenden Ereignissen im Leben markiert der Jahrestag einen besonderen Punkt. Das Jahrgedächtnis für einen lieben verstorbenen Menschen kann helfen, sich wirklich vom Verstorbenen zu verabschieden und eine neue Lebensphase zu beginnen. Nach dem ersten Jahrestag erleben das junge Hochzeitspaar und der Neuling im Kloster nicht nur den Alltag, sondern die jedes Jahr wiederkehrenden besonderen Termine und den Wechsel der vier Jahreszeiten zum zweiten Mal gemeinsam. Als ich ins Kloster eingetreten bin, war das erste Jahr voller Entdeckungen und Überraschungen, denn alles war neu und unbekannt. Im zweiten Jahr gab es schon einen gewissen Wiedererkennungseffekt, der sich im Laufe der folgenden Jahre zur Gewohnheitsmentalität wandelte. Am einschneidendsten ist das erste Jahrgedächtnis – vor allem dann, wenn man sich dem, was vor einem Jahr begonnen hat, nochmals bewusst stellt.

Gestern war das Jahrgedächtnis der großen Pandemiezeit für uns. Als Zeitpunkt brannte sich der dritte Märzsonntag in unser Klostergedächtnis ein. Ab diesem Sonntag war durch Verordnung des Erzbistums Köln die Feier aller öffentlichen Gottesdienste verboten, um die Verbreitung des Coronavirus zu stoppen. Wie alle Menschen wussten wir nicht, welche Entwicklung die Pandemie nehmen würde und wir mussten lernen, mit der strengen Coronaschutzverordnung und mit der Angst vor der Ansteckung zu leben. Neben dem Herunterfahren des gesamten öffentlichen Lebens und aller persönlichen Kontakte machten wir die Erfahrung, wie es sich anfühlt, allein Gottesdienst feiern zu müssen und dies gleich zu Ostern.

Seit dem großen Frühjahrslockdown lernen wir fast täglich dazu. Die Pandemie bleibt das beherrschende Thema. Von Anfang an zeigten die Menschen auf erstaunliche und überraschende Weise immer wieder, dass sie sich nicht unterkriegen lassen. Ich denke an die Rücksichtnahme und Hilfsbereitschaft gegenüber den gefährdeten Menschen, an den unermüdlichen Einsatz in den Krankenhäusern, an das gemeinsame Forschen der Virologen. Klein und groß – jeder hat auf seine Weise gegen das Virus gekämpft.

Zum ersten Jahrgedächtnis konnten wir gestern in Langwaden öffentlich Gottesdienst feiern. Seit Mai letzten Jahres ist dies täglich wieder bei uns möglich. Wir übernehmen Verantwortung und halten die Hygieneregeln ein. Wir übernehmen aber auch die Verantwortung für die Menschen, die sich nach einem gemeinsamen Gottesdienst sehnen. Im zweiten Jahr der Pandemiezeit werden wir neue Verantwortung übernehmen müssen. Dank der Impfungen stellen sich andere Fragen nach den Lockdownbestimmungen als vor einem Jahr. Durch die Coronamutanten kommen neue Unsicherheiten und Sorgen hinzu.

Im ersten Jahrgedächtnis haben wir auf den gefühlten Beginn der Pandemielage in unserem Kloster zurückgeschaut: wie die Pandemie angekommen ist und wie wir auf sie reagiert haben. Jetzt hoffen wir, dass sie bald durchgezogen sein wird. Auch wenn wir nicht wissen, wann dies sein wird, lehrt uns doch die Erfahrung, dass wir ihr nicht hilflos ausgeliefert sind. Dank dem klugen und umsichtigen Handeln so vieler Menschen beginnen wir gestärkt und zuversichtlich das zweite Jahr der Pandemie. Zu diesem guten Start kann ich nur sagen: Gott sei Dank!

29.03.2021: Kein Leben ohne Leiden

VON P. BRUNO ROBECK OCIST

Es hatte schon etwas Tragikomisches, als die Bundeskanzlerin am vergangenen Montag eine fünftägige Ruhezeit über die Kar- und Ostertage anordnete, um die Pandemie wieder in den Griff zu bekommen. Aus kirchlicher Sicht hätte man sich freuen können, denn ein solches Innehalten hätte dazu beitragen können, ab Gründonnerstag die Tage des Leidens und Sterbens Jesu besinnlicher und intensiver zu betrachten. Aber darum ging es nicht. Der Großteil unserer Gesellschaft hätte diese Verbindung zwischen dem Gedenken an die Passion Christi und der plötzlich eintretenden Ruhe ohnehin nicht herstellen können. Der noch vorhandene kirchliche Feiertag Karfreitag wäre nur geschickt genutzt worden als Brückentag nach vorne und nach hinten. Nun bleibt der Karfreitag doch von zwei normalen Wochentagen eingerahmt. Am Gründonnerstag muss sich jeder wieder selbst Zeit freischaufeln, wenn er der Feier des Letzten Abendmahls Jesu gedenken will.

Ob nun in kirchlicher Beschaulichkeit oder in alltäglicher Betriebsamkeit – sowohl die Pandemie als auch die Karwoche konfrontieren uns mit einer Wirklichkeit, der wir lieber ausweichen: das Leiden. Es gibt kein Leben ohne Leiden.

In den letzten Wochen haben wir jeden Freitag gemeinsam den Kreuzweg gebetet. Es ist schon eine verrückte Idee, sich regelmäßig für eine Dreiviertelstunde mit dem Leidensweg Jesu von seiner Verurteilung bis zur Grablegung zu beschäftigen. Am Gründonnerstag und Karfreitag werden wir besonders tief in die Passionsgeschichte Jesu eintauchen. Jesus hat das Leiden nicht gesucht, aber er sich ihm auch nicht verweigert. Er hat es angenommen. Sein Kreuzweg und seine Passion zeigen, dass das Leiden nicht um jeden Preis aus dem Leben verbannt werden muss. Es kann Situationen geben, in denen es äußerst sinnvoll ist. Allein diese Erkenntnis ist entlastend, obwohl sie gleichzeitig eine große Last aufbürdet. Diese Erkenntnis kann auch in der aktuellen Situation helfen. Leider ist sie heute vielfach verloren gegangen. Wer sie laut verkündet, wird viele Zeitgenossen provozieren. Natürlich kann sie auch missverstanden werden, wenn sie mit Leidverherrlichung oder aktiver Suche nach Leiderfahrungen verwechselt wird. Ich bin sehr dankbar für die Palliativmedizin und die Schmerztherapien. Wir wissen jedoch auch, dass manche Wachstumserfahrungen mit Schmerzen verbunden ist.

Jesus nimmt das Leiden auf sich, weil er auf andere Weise nichts mehr für die Menschen tun kann. Ihm bleibt nur noch die freiwillige Hingabe am Kreuz, um Gottes bedingungslose Liebe sichtbar zu machen. Menschen nehmen bewusst Einschränkungen oder Gefahren auf sich, um anderen zu helfen. Wieviel Kraft kosten die Kinder ihren Eltern oder später umgekehrt die alt gewordenen Eltern ihren erwachsenen Kindern? Doch sie bringen sie gerne auf – aus Liebe. Der Schlüssel, mit Leiden richtig umzugehen, ist die Liebe. Wenn ich Leiden nur gezwungenermaßen ertrage, bleibt es unfruchtbar und wird mich im schlimmsten Fall zerstören. Wenn es mir gelingt, einen positiven Zugang zum Leiden zu gewinnen, macht es mich frei. Die Leiden der Pandemie fordern uns heraus. Es kommt darauf an, wie wir mit ihnen umgehen: ob wir versuchen, sie möglichst von uns selbst wegzudrücken und dann zum Nächsten hinschieben oder ob wir sie annehmen und mit dem anderen gemeinsam tragen lernen. Wem letzteres gelingt, der wird gestärkt aus der Karwoche und der Pandemie hervorgehen. Gott finden.